

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 13 (1913-1914)

Artikel: Neue Gedichte von Wilhelm v. Scholz
Autor: Halperin, Josef
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-749291>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

lehre auf die Literaturgeschichte übertragen wird, sieht man aus Werken, in denen das Geburtsjahr — zum Beispiel 1813: Hebbel, Ludwig, Wagner — für die Zugehörigkeit einer Generation entscheidet. Wenn man das Problem der Generationen für die Literaturgeschichte fruchtbar machen will, soll man zu Balzac, zu den Russen, zu Thomas Mann in die Schule gehen, die den Typus der Geschlechter und seiner kontinuierlichen Veränderung mit den feinsten und reinlichsten Instrumenten der Sprache erfasst haben, so dass man beinahe versucht wäre, diese Dichtungen Wissenschaft — und die Literaturgeschichte Dichtung, viel Irrtum und ein Fünkeln Wahrheit zu nennen.

ZÜRICH

EDUARD KORRODI



NEUE GEDICHTE VON WILHELM v. SCHOLZ

Das Bedeutsame und die Einheit dieses Buches¹⁾ erstehen aus dem Gefühl der Zeit, das im Dichter über alles andere mächtig ist. Der Glanz der Dinge erstirbt vor dem Gedanken des unerbittlich Vergänglichen; „dies Fließen, dies Verwandeln“ hebt die Realität des Geschauten auf. Einzig der Geist ist das Wirkliche, denn er durchglüht das Vielverworfene und klärt das Jetzt zu zeitloser Gültigkeit. So fühlt er sich dem Außer-Sinnlichen, dem All verbunden und gelangt über die schmerzlich deutliche Erkenntnis, dass wir nur Bilder sehen, nur Schein und Schatten, ahnend zum Ewigen.

Aus dieser Einstellung ergibt sich das merkwürdige Verhältnis von Verstand und Gefühl: eine intellektuelle Mystik, eine reine, hohe Leidenschaft, zum Letzten emporzudringen. Und das Reich der Scholz'schen Lyrik ist durchmessen, wenn gesagt wird, dass sich zur schwermütig erhabenen Meditation über Leben und Welt, zum Kampf des Geistes mit dem Stoff — derselben Sehnsucht nach dem Außerzeitlichen entspringend — die Harmonie findet in der Poesie der Stille. Da verwirken sich der Unendlichkeitsdrang und die Kunst des Schauens zum tiefen Stimmungsbild. Was über diese beiden Pole hinausgeht, entbehrt einmal des Geistigen und damit bei Scholz des Persönlichen („Bergjahr“) und wird zur Deskription („Märzthal“) oder zur bloßen Dekoration („Rauch“), zum andermal des Gegenständlichen und wird abstrakt („Wandel und Wiederkehr“).

Durch eine Reihe von Motiven erneut er das Schweigen der Natur zum Wunder und macht das Unbegrenzte, Maßbefreite, Kosmische fühlbar durch das Hereindämmern ferner Geräusche, durch magische Horizonte, durch Dunkel, Schweben und alle Geheimnisse der Einsamkeit. Ein Phä-

¹⁾ München 1913, bei Georg Müller.

nomen gibt er in fünf Zeilen, wo alles in poetischer Formulierung aufgegangen ist. „Sonnenfinsternis im Frühling“.

Die Sonnensichel schwebt in grauem Raum.
Die Luft ist dämmerstill. Ein Tagermatten
senkt seine Schleier um den Himmelssaum.
Fahl, wie im Mondlicht, steht der Blütenbaum.
Halbsonnen schimmern in den Blätterschatten.

Seine Sinne lösen sich wie zum Jubel über irdische Seligkeit; „Wehender Duft“ heißt ein Frühlingsgedicht, „Erster Hauch“ ein anderes: „Über den Lichtern im Tal ist es wie Atem erwacht“. Er bannt das Unbestimmte. „Herbstabend“.

Herbstlicher Dämmerungswald, der feuchtschwarz starrt.
Ein Weg voll Moderlaub. Und ringsum Höhn,
die dunstverschwommen durch die Stämme sehn.
Raumrunde, die das Ohr mit Lauten narrt.

In das Erdgrauen, das des Schlummers harrt,
läuten die Täler Nacht. Die Schritte gehn
verschwundenen Weg. Kaum Wipfel sind zu sehn.
Still. Stille wird zu dunkler Gegenwart. —

Derart umflorte Bilder nehmen den Klang seines Wesens rein auf. Helle Hintergründe nötigen zu andern Mitteln. In dem Gedicht „Über dem Lande“ — Blaues Bild ist alles Land — flutet das Weitegefühl in ruhigem Strom, bis es sich plötzlich in dem Schlusse zusammendrängt:

Wandrer! Erde ist dies Bild —
schreit hinein: und jäh enteilend,
sich in Raum und Abgrund teilend,
lockt dich fort, was nie dich stillt.

Farbe und Glanz lenken vom Innern ab. Auf einem „Maigang“ besinnt er sich zu „klarem Ruhn“, und beglückend dehnt Vergangenheit die Gegenwart. Das Grüblerische weist ihn in die Einsamkeit; das häufige Motiv des Wanderns („Der Wandernde“, am eindrucklichsten in dem Dialog „Am Brunnen“) erhält etwas Symbolhaftes.

Des Abends oft, wenn ich allein,
von meinem Willen still verlassen,
durch Felder wandre, um mein Sein
im Dämmerfrieden zu umfassen,

wird mir aus allen Zweifeln klar
mein Gehen auf der dunkelnden Erde,
mein Aufwärtsschaun, wie Tag und Jahr
und Leben sich gestalten werde.

Den Menschenstätten entrückt sieht er alles „fern, tief, lautlos, klein“. Allein empfindet er das Leben stärker. „Der einsame Zecher“ trinkt „Erdenfreude im einsamen Wein“ und kann, an sich selber,

wie Zeit, vorübergetrieben
Stunden der Nacht ein Ewiger sein.

Immer wieder schwindet wieder das Reale. Das Licht- und Lautlose wächst zu suggestiver Macht. Es gestaltet sich das Urgeheimnis der Liebe, wenn aus verfließenden Umrissen das „Paar im Dunkel“ taucht. Charakteristisch ist die Vision der „Atmosphäre“: ein Meer, in dessen Tiefe wir schleichen „unter Gewächsen wie das Grundgetier“. Das raumhaft Gewaltige wird oft durch graue Töne vermittelt: Nacht, Dunkel, Dämmer.

Daraus heben sich die Dinge schattenhaft, traumleicht, schwerelos. Das treibt wiederum zu den mystisch verwebenden Schlüssen. Wie denn auch das Schwebende, Schwankende im Rhythmus wiederholt ist, so dass zum Beispiel die strengen Maße der Terzine, der Oktave, des Sonetts aufgelockert werden. — Aber bei dem rastlosen Flug ins Unbeschränkte versagt das Auge, und die Poesie muss, wenn der Gedanke nicht an einem Motiv dargestellt, wenn zur monologartigen Auseinandersetzung gegriffen wird, in Gefahr kommen. Probleme treten in den Vordergrund, die über die Lyrik hinaus zum Drama streben. Manche Gedichte bewegt die Dualität: „Ich und Welt.“ „Wer bist du?“ Das Ich ist sich selber und allem außer ihm fremd. Die ewige Tragik der Liebe: „Du weißt nicht, wer ich bin“, schauert aus zwei Versen:

Als ich dich suchte, konnt ich dich nicht finden.
Dem Fremdgewordnen gibst du still dich hin.

Überall spürt er die irdischen Fesseln und so fordert er drei Saturnusjahre, drei Leben

statt dieser hastig schnellen Erdenjahre,
in denen Monde kurz wie Stunden schweben,
rasch wechselnd, wiederkehrend — statt dass wunderbare
Unendlichkeit die Jahreszeiten sind . . .

Unbegreiflich unaufhaltsam enteilt dieses Leben.

Als ob es sinke, wenn es halten bliebe,
wie Staub aus Wind, wandelt es, atemschnell
vorüberfließend, Glanz, Gestalt und Liebe. — —

Sind wir Getäuschte, die nie Leben hatten? fragt er in den „Lebens-terzinen“ und führt ineinandergleitende Bilder herauf, von den schmerzlichen Akkorden durchzittert: „Kann dieses Träumen unser Leben sein?“

Greifst du's, wird es dir ewig Bilder zeigen,
denkst du es aus, ist es dir sprechend nah;
du aber zitterst: endlich wird es schweigen —
und sinnst versäumend: war es jemals da?

Ein einsamer Herbstgang, das Treiben der Stadt, das Theater, das Liebesfest, der Tod lehren:

dein Herz trägt,
wo es noch eben Wirklichkeit genossen,
modernen Schein zur Gruft, so lang es schlägt.

So schreitet eine hochentwickelte Kunst die Grenzgebiete der Poesie und des menschlichen Geistes überhaupt ab. Die Richtung auf die schwierigsten Probleme, die nur ahnungsweise gelöst werden können, ergibt bisweilen eine Irrationalität des Gedanklichen, die auch eine scharfe Dialektik nicht beseitigen kann. Der Gewinn aber aus diesem Ringen um die Unendlichkeit ist eine Weltandacht, die sich dem Leser mitteilt.

Jagst du dem Leben nach?
Wirst deine heiße Gier nicht kühlen.
Wir gehn gemach
und lernen still: Welt um uns fühlen.

USTER

JOSEF HALPERIN

